

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Arabische Frömmigkeit. Wenn schon über die in Europa vor aller Augen wirkende katholische Kirche gar nicht selten auch bei sonst kenntnisreichen Leuten die abenteuerlichsten Behauptungen umlaufen, ist es begreiflich, daß erst recht Glanz und Mühen der mohammedanischen Pilgerfahrten nach Mekka in sehr vielen Köpfen noch immer von dem phantastischen Halbdunkel einer entschwindenden Zeit umgeben sind. In Wirklichkeit werden Schmutz und Seuchen mit ganz modernen Mitteln bekämpft, und die Pilgerzahlen sind neben denen mancher katholischer Wallfahrtsorte, wie Fátima, Lourdes, Kevelaer, Czenstochau usw., ziemlich bescheiden. Nach einer im Februar 1939 in Mekka erschienenen arabischen Statistik berichtete die vom italienischen Istituto per l'Oriente herausgegebene Zeitschrift »Oriente moderno« (Jahrg. 1939, S. 162 f.), daß im Jahre 1938 zu Schiff 57 471 Pilger kamen, mit Kraftwagen 2034, mit Karawanen 450 aus Syrien und 5000 aus Yemen. Das Gesundheitsamt veröffentlichte die Erklärung, daß dieses Jahr kein Fall von ansteckenden Krankheiten vorgekommen ist. – Aus italienischen Zählungen geht hervor, daß in den ersten Monaten des Jahres 1939 aus Tripolitaniern 600 und aus Italienisch-Somaliland 500 Pilger mit Unterstützung der Kolonialregierung nach Mekka gereist sind.

Eine besonders beachtenswerte Verbindung koranischer Gedanken mit neuzeitlicher Staatsverwaltung strebt der Kronprinz von Yemen an. Er begab sich im Sommer 1938 auf eine Erkundungsreise durch den Süden seines Landes und weckte nach arabischen Zeitungsberichten überall Bewunderung für seine tatkräftige und zugleich besonnene Treue zur Lehre des Propheten. Als er hörte, daß in einem Dorfe der Regenmangel der letzten Jahre dem langamen Fortschritte der Arbeiten an der Grabkapelle eines mohammedanischen Ortsheiligen zugeschrieben wurde, machte er den Leuten klar, diese Auffassung widerspreche dem mohammedanischen Gottesbegriff. Dann befahl er die Zerstörung der Kapelle und legte selber so eifrig Hand an, daß nach einer Stunde das ganze Bauwerk abgetragen war. Anderswo forderte er mit religiösen Beweggründen zur Einrichtung von Schulen und Pferderennplätzen und zur pünktlichen Verwaltung aller öffentlichen Ämter auf. Die Beteiligung der Frauen am Handel sei unislamisch und müsse sogar mit schweren Strafen belegt werden. Wo Abordnungen auf den Prinzen warteten, um ihn durch Huldigungsgedichte zu begrüßen, schickte er sie mit der Mahnung fort, die Dichter sollten ihre Kunst an würdigeren Gegenständen versuchen.

So angenehm sich diese Sachlichkeit gerade vom Hintergrund morgenländischen Überschwangs abhebt – wer kann andere Anhänger des Islams ins Unrecht setzen, wenn sie den Koran anders auslegen? Wo ein Buch im Mittelpunkt der Religion steht und kein für alle verpflichtendes Lehramt die Deutung des Buches über-

wacht, läßt sich nach dem Zeugnis der Geschichte wie der unmittelbaren Gegenwart die Zersplitterung in immer neue Gruppen nicht aufhalten. Im heutigen Islam ist selbst die Sehnsucht nach kraftspendender Einheit viel schwächer als im heutigen Protestantismus.

Um die Kircheneinheit in Tambaram. Von dem protestantischen Willen zur Einheit der Kirche Christi bekam Dr. A. C. Craig, akademischer Prediger der Universität Glasgow, auf der Weltmissionskonferenz in Tambaram bei Madras einen so starken Eindruck, daß er schrieb (*»The International Review of Missions«*, April 1939, S. 185 ff.), über dem ganzen Verlauf der Verhandlungen habe »ein schöpferischer Geist der Einheit« geschwebt. Von den 471 Abgeordneten aller Erdteile hätten besonders die 191 Vertreter der Missionsländer mit »wirklich unwiderlegbaren Gründen« Einheit verlangt. Wie aus dem Wortlaute des durch die deutsche Abordnung gegen einige Beschlüsse ausgesprochenen Vorbehaltes zu sehen ist (*»Junge Kirche«*, März 1939, S. 245 f.), bekannte auch sie sich zu der von Christus gewollten Einheit und betonte, mit der gebührenden Achtung vor den Verschiedenheiten der Völker sei die Anerkennung zu verbinden, »daß Gottes Liebe allem menschlichen Wesen gilt«. Craig faßt seine Bemerkungen zu dem in Tambaram offenbar gewordenen Einheitsdrang in das Bekenntnis: »Wir alle fühlten uns bereits in einer besseren Zukunft; denn wir schauten in gemeinsamem Bemühen schöner und heller als je die Allgemeine Kirche, wie sie ist und wie sie sein wird. Und einer der Aufträge, die den Abgeordneten mitgegeben wurden, ist die lebendige Weitergabe dieser Schau.«

Übrigens hatten gerade die jungen Missionskirchen den Mut, auch Wege zu der angestrebten Einheit offen vorzuschlagen. Der schweizerische Abgeordnete, Missionar A. Streckeisen, teilte aus der Erklärung der Missionsgruppen in der neuen kalvinischen Monatschrift *»Der Grundriß«* (März 1939, S. 96) die Sätze mit: »Sie erkennen die Tatfache der geistigen Einheit an, sie sind dankbar für alle Zeichen der Zusammenarbeit und des gegenseitigen Verständnisses, das in verschiedenen Richtungen Fortschritte macht, aber sie erkennen zugleich, daß dies nicht genügt. Sichtbare und organische Einheit muß unser Ziel sein. Dies verlangt aber ein ehrliches Studium unserer Unterschiede. Aber die Loyalität erlaubt den jungen Kirchen nicht, eine solche Einheit zu vollziehen, wenn sie nicht vonseiten derer, die diese Kirchen gepflanzt haben, volle Zustimmung erfährt.« Das *»Protestantenblatt, Wochenblatt für den deutschen Protestantismus«* (Jahrg. 1939, Sp. 93) lehnte solche Gedanken durchaus ab und schrieb: »Es ist der grundlegende Irrtum, der freilich zeitgemäß ist, daß man ‚die Einheit, um die der Herr gebetet hat‘, verwechselt mit der ‚sichtbaren organischen Einheit‘. Wer diese erstrebt, muß sich entweder Rom unterordnen oder eine zweite Einheit danebenstellen, die bei aller Gegenfährlichkeit doch stets in Gefahr wäre, römisch zu denken.«

Der Katholik hat gegen diese Folgerung wenig einzuwenden. Ihm ist wie dem Berliner protestantischen Theologen Leonhard Fendt in seiner freilich zu schroff die Frömmigkeit vom theologischen Forschen sondernden Schrift *»Die Bedeutung der wissenschaftlichen Theologie für das praktische Leben«* (Tübingen 1939) die

Wahrheitsfrage entscheidend. Wer als wahr erkannt hat, daß Christus die Einheit seiner Kirche durch Petrus und seine Nachfolger will, der darf als Christ nicht gegen die Unterordnung unter Rom sein, sondern dem steht ohne weiteres fest, daß diese Unterordnung heilsam ist. Die sich dagegen sträuben, werden teils zur »doppelten Wahrheit« der rationalistischen Theologie, teils zur »grundsätzlichen Ungrundsätzlichkeit« der dialektischen Theologie gedrängt. Über den falschen und verderblichen Grundsatz der »doppelten Wahrheit« schreibt der Berliner Privatdozent Konrad Weiß (*»Urchristentum und Geschichte in der neutestamentlichen Theologie seit der Jahrhundertwende«*, Gütersloh 1939, S. 35 f.): »Engigkeit auf orthodoxer wie liberaler Seite haben dafür gesorgt, daß er praktisch bis heute in Geltung ist. Die Kirche spürt den Schaden davon seit Jahrzehnten in der mangelnden Überzeugungskraft ihrer Verkündigung, soweit sie von Männern ausgeübt wird, deren wissenschaftliche Überzeugungen sich mit ihrer religiösen Verkündigung nicht klar und einfach decken.« Von der Lehre Karl Barths aber (*»Die kirchliche Dogmatik«, Prolegomena, 2. Halbband, Zürich 1938, S. 972 f.*), es sei Aufgabe der dialektischen Theologie, gegen die Sicherheit jedes Systems »das grundsätzlich Ungrundsätzliche der dogmatischen Methode« hochzuhalten, sagte J. Fehr im *»Divus Thomas«* (März 1939, S. 106) am Schlusse einer gründlichen Untersuchung: »Das kann man nun in der Tat als zusammenfassende Charakteristik der dialektischen Theologie Karl Barths gelten lassen. Es handelt sich um den konsequent verfochtenen Grundsatz, daß die Verkehrtheit alles menschlichen Denkens in der Theologie letztlich gültige Grundsätze ausschließt.« Die katholische Theologie werde darin »nur eine völlige Auflösung des christlichen Offenbarungsgedankens und ein gänzliches »Unschädlichmachen« des Entscheidung und Gehorham verlangenden Charakters christlicher Offenbarung erblicken können«.

Wiedertäufer aus der Slowakei. Die Zersplitterung und Verflüchtigung des Offenbarungsgehaltes wirkt sich in Sektenbildungen immer noch viel weiter und auf viel längere Zeit aus, als man für gewöhnlich ahnt. Wie in Tambaram sogar die führenden Kirchenmänner aufs höchste überrascht waren, als sie vernahmen (laut Craigs Bericht an der oben genannten Stelle), daß allein die Regierung der Südafrikanischen Union mehr als 500 christliche Bekenntnisse in ihren Verwaltungslisten führt, so wird es selbst fleißigen Benützern theologischer Fachlexika neu sein, daß noch jetzt Wiedertäufer aus dem Fürstentum Liechtenstein und aus Nordamerika die Verbindung mit den ehemaligen Sitten ihrer Sekte in der Slowakei aufrechterhalten. Genaue Angaben machte darüber der Volkstumsforscher Franz Krause in der vom Slavischen Institut in Prag herausgegebenen *»Slavischen Rundschau«* (Jahrg. 1939, S. 58 ff.). Die sogenannten Habaner der Slowakei stammen von den Wiedertäufern, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach Mähren kamen und besonders in Nikolsburg eine rührige Gemeinde mit Predigthaus und Druckerei gründeten. Die Gebäude sind noch heute zu sehen. Aber schon nach zehn Jahren wurden die Wiedertäufer in Mähren als Ketzer und kommunistische Mitschuldige an den damaligen Bauernaufständen blutig

verfolgt. Einige flüchteten in die zu Ungarn gehörige Slowakei. Sie ließen sich in Sobotisch und Großschützen nieder und begannen eine blühende Gewerbetätigkeit. Besonders zeichneten sie sich durch Schmucktöpferei und Messerschmiedekunst aus. Allmählich kam nun der noch nicht befriedigend geklärte Name Habaner auf. Sie beharrten bei ihrer Ablehnung des Privateigentums, und infolgedessen sind »das Gasthaus in Sobotisch, die dortige Mühle und einige Wälder noch heute Allgemeinbesitz... Auch die Mühle und Schleiferei in Großschützen ist Gemeindebesitz geblieben.« Der Herkunft nach sind die Habaner Deutsche. »Ihre Aufzeichnungen, Chroniken, Gedenk- und Andachtsbücher sind in deutscher Sprache geschrieben, und die älteren Gemeindemitglieder beherrschen noch heute trotz der rein slawischen Umgebung ziemlich gut die deutsche Sprache.«

Dagegen begann religiös im 18. Jahrhundert eine fast völlige Wandlung, als Kaiserin Maria Theresia, im Gegensatz zu früheren gewaltsamen Bekehrungsversuchen, friedliche Missionen unter den Habanern anordnete. »Vor der Gewalt waren sie in ihre unterirdischen Gänge, von denen man noch heute Spuren unter dem Glockenturm findet – die sogenannten Löcher – geflüchtet. Unter Maria Theresia kamen sie gutwillig zur Predigt der Jesuitenmissionare und kehrten in den Schoß der katholischen Kirche zurück.« Unterdeffen waren aber manche noch als Wiedertäufer in Nordamerika heimisch geworden, und von ihnen stammen z. B. der frühere Präsident Hoover und der Gründer der Pullmann-Schlafwagen-Gesellschaft, dessen Verwandte noch in Sobotisch leben. Andere Sobotischer Wiedertäufer zogen ins Fürstentum Liechtenstein. Im Jahre 1937 unternahm eine Gruppe dieser Nordamerikaner und Liechtensteiner eine Reise nach Sobotisch, und es zeigte sich, »daß ihre Tracht mit den in den hiesigen Museumsammlungen aufbewahrten alten Bildern vollkommen übereinstimmte«. Sie erzählten, daß in Nordamerika ungefähr 4000 Wiedertäufer auf etwa 40 Großfarmen leben. »In Liechtenstein wohnen noch 20 Familien (60 Personen), die alle gemeinsam im Almbruderhof (bei Triesenberg) untergebracht sind.« Doch will diese Gemeinschaft nach England übersiedeln.

II

Französische Erdbeerpflückerinnen und Winzerinnen. Die Tausende von Mädchen zwischen 15 und 25 Jahren, die jährlich zur Ernte der Erdbeeren und dann der Trauben aus den mittleren Rhonegebieten in den provenzalischen Süden ziehen, stellen der sozialen und besonders der religiösen Betreuung eine schwierige Aufgabe. Davon erzählte aus eigener Anschauung und nicht ohne Scheue Milderung zu greller Farben ein eifriges Mitglied des großen Bundes der katholischen Landmädchen Frankreichs in den »Dossiers de l'Action Populaire« (10. April 1939, S. 619 ff.). Die Pflückerinnen sind so weit im Lande verstreut, daß viele das Dorf, in dem sie bei der Ankunft die Eisenbahn verlassen haben, erst nach Wochen bei ihrer Abreise wiedersehen. Unterdeffen leben sie, manchmal zu weniger als fünf, manchmal bis zu dreißig, auf den Höfen, und die sittlichen Zustände sind im allgemeinen so, daß vernünftige Bäuerinnen sagen,

unter keinen Umständen würden sie ihre eigenen Töchter zum Erdbeerpflücken ziehen lassen. In den Scheunen und Schuppen, wo sie schlafen sollen, ist nicht selten fast die ganze Nacht ein Kommen und Gehen von Mädchen und Männern. Auf den unzureichenden Schlaf folgt bei fast abwechslungsloser, wenn auch reichlicher Nahrung die lange Arbeit auf den immer feucht gehaltenen Feldeböden. »Eine der traurigen Wirkungen des Wohlstandes und des materiellen Fortschrittes unserer Landbevölkerung«, schreibt die Berichterstatterin, »ist ein großer Verfall der Religion. Immer seltener werden, vielleicht besonders in den Heidegebieten, die Familien, in denen wenigstens die Frauen Sonntags noch zur Messe gehen.« So werden die Pflückerinnen kaum zum Kirchenbesuch angehalten, und sie arbeiten auch Sonntags. In freien Abendstunden laufen sie zu den Dorfbällen, die stellenweise trotz polizeilichen Verbotes auch mehrmals in der Woche stattfinden und aus weiter Ferne von zahlreichen Verführern mit Rad und Auto besucht werden.

Trotzdem gibt es in diesen Gegenden sittenstrenge Bäuerinnen, die solche Gefahren fernzuhalten suchen, und auch die Pflückerinnen kommen größtenteils aus kirchlich treueren Gebieten, und suchen sich oft gegenseitig zu schützen. So finden die Fürsorgerinnen des Katholischen Landmädchenbundes, von denen einige selber Pflückerinnen sind, bei der Organisation sozialer und religiöser Hilfsdienste wenigstens nicht lauter Brachland. Sogar auf den Bällen, schreibt die Berichterstatterin, schaue fast die Hälfte dem Tanze bloß zu und sage: »Wir haben gar keine Lust zu tanzen, zu Hause gehen wir überhaupt nicht zum Ball, hier ist es uns bloß um etwas Abwechslung zu tun und um ein Zusammentreffen mit unsern Freundinnen, die wir in der Woche nicht sehen.« Natürlich bemüht sich der Katholische Landmädchenbund um Unterhaltungen, die weniger gefährlich sind, und seine mit jugendlicher Herzlichkeit geschriebenen Einladungen in seine Dorfheime finden erfreulichen Anklang. Leider ist unterdessen schon unermesslich viel veräußert worden. »Eine große Zahl unserer Mitschwester«, bekennt die Berichterstatterin, »leidet materiell, moralisch, religiös, und Jahre lang sind wir an diesem Leid vorbeigegangen, ohne es auch nur zu gewahren. Wir haben für unsere Mitschwester nichts gehabt, als was die öffentliche Meinung für sie hatte: Gleichgültigkeit, wenn nicht Verachtung.«

Geist und Gold in Südafrika. Verachtung, mindestens harte Ablehnung war das gewöhnliche Los der Katholiken in den Burenstaaten vor der Gründung der Südafrikanischen Union. Die freiheitlichere Dominionverfassung und der Zusammenhang mit den Katholiken des Kaplandes haben allmählich einen beträchtlichen Umschwung herbeigeführt. Wirtschaftlich wie kirchlich hätte die seit 1934 rasch angewachsene Einwanderung von Holländern die Lage noch mehr umgestalten können, wenn nicht ein Gesetz von 1937 zur Mäßigung des Andranges die Zulassung auf einigermaßen kapitalkräftige Unternehmer beschränkt hätte. Unter den 400 000 Katholiken, deren Seelsorge in nicht weniger als zehn Apostolischen Vikariaten und Präfecturen durch deutsche Missionsgesellschaften ausgeübt

wird, sind 75 000 Weiße, also verhältnismäßig ebensoviel wie unter den 10 Millionen Bewohnern der Union überhaupt.

Ungefähr drei Fünftel der weißen Gesamtbevölkerung sind Buren, und von ihnen zählen sich die meisten zur niederländisch-reformierten Kirche. In Handel und Industrie sind sie, wie H. Bloem, der Geschäftsführer der Niederländisch-Südafrikanischen Vereinigung, auf einer halbjährigen Rundreise festgestellt hat (*Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap* LVI, 2 [1939], S. 242 ff.), noch wenig eingedrungen. Sie sind »Bauern und Beamte, viele sind Ärzte, Rechtsanwälte, Staatsanwälte, Notare. Eine große Anzahl steht im Dienste der Unterrichtsverwaltung oder der Kirche, und am Witwatersrand wie in andern Industriegebieten findet man sie mehr und mehr als geschulte Bergarbeiter.« In den Goldbergwerken, also der wichtigsten Industrie des Landes, sind unter 333 000 Arbeitern 35 000 Weiße, in der Verarbeitungsindustrie unter 304 000 Arbeitern 129 000 Weiße. Nach Aufgabe der Goldparität nahm der Betrieb der Goldbergwerke gewaltig zu. Der Goldpreis stieg von 85 auf 150 Schilling die Unze, und die Wirtschaftslage Südafrikas hob sich trotz einiger Rückschläge erstaunlich.

Je schneller die Einwanderer aus Holland die zur täglichen Verständigung unerläßliche »afrikanische« Abart der niederländischen Sprache lernen, desto willkommener sind sie, weil sie die Macht der »Afrikaner« in Kirche, Unterrichtswesen und Wirtschaft stärken helfen. Damit ist aber, wie Bloem ausdrücklich betont, weder bei Eingefessenen noch bei Eingewanderten Ablehnung des Englischen verbunden. Über die moralischen Folgen der Einwanderung schreibt Bloem: »Viele werden in Südafrika ganz andere Menschen, die meisten besser, selbstbewußter, entschiedener, umgänglicher, mehr weltmännisch und weitblickend . . ., manche auch schlechter, denn um Uppigkeit tragen zu können, muß man starke Beine haben.« Junge Männer, die rasch ihre Frau oder ihre Verlobte aus Europa nachkommen lassen, haben »finanziell, aber auch moralisch« einen großen Vorteil gegenüber Vätern, die daheim eine zahlreiche Familie zurückgelassen haben und nun lange auf Wiedervereinigung warten müssen.

Im ganzen fand Bloem bei seinen Stammesgenossen ein begeistertes Vertrauen auf eine glänzende Zukunft ihres herrlichen Landes, ja auf die schließliche Führung im Süden des Erdteiles. Und dieses Vertrauen ruhe in der Tat auf den religiösen Gedanken, mit denen der südafrikanische Dichter Langenhoven echt kalvinisch sein kraftvolles Heimatlied schließt: Vor Gott ein Knecht, vor der Welt ein freier Mann – das sei Burenart von Väterzeiten her, und wie die Vorfahren folle der Nachfahre unerfütterlich auf Gottes Gnade bauen.

Vom Verein katholischer Börsenleute in Brüssel. Der Segen der Religion für irdische Angelegenheiten wird in der katholischen Kirche nicht eigentlich als eine Gewähr geschäftlichen Erfolges, sondern als ein Schutz gegen sittliche Entwertung des Erwerbslebens aufgefaßt. So haben sich vor fünf Jahren einige eifrige Katholiken unter den rund 1500 eingeschriebenen Maklern der Brüsseler Börse zusammengeschlossen, um sich unter theologischer Leitung klare Begriffe

über die Forderungen der Moral im Börsengeschäft zu bilden. Sie legten Wert auf eine nicht allgemein theoretische, sondern durchaus praktische Erfassung der Einzelfragen und auf religiöse Stärkung des gemeinschaftlichen Willens zur Verwirklichung der christlichen Sittenlehre im täglichen Börsenbetrieb. Allmählich hat die Gruppe fast 500 Mitglieder aufgenommen, alle erst nach umsichtiger Prüfung in entsprechender Wartezeit. »Der Verein«, schrieb der geistliche Beirat in der Löwener »Nouvelle Revue théologique« (Jahrg. 1939, S. 326 ff.), »wird von den Mitgliedern der Börsenleitung geschätzt; sie sind meist ungläubig, wohnen aber den Sitzungen des Vereins gerne bei«.

Als die Gruppe ihre Arbeit begann, befürchteten sogar manche Katholiken eine unerwünschte Spaltung zwischen den Berufsgenossen. »Die Ergebnisse der verfloffenen fünf Jahre haben diesen Vorwurf als unberechtigt erwiesen. Der engere Zusammenschluß katholischer Börsenleute hatte nur den Sinn, mit Hilfe von Standesgenossen, die sich durch besondere Berufstreue auszeichnen wollten, den gesamten Stand zu heben. ... Man wollte ganz einfach das Bewußtsein wecken, daß die Berufsgeschäfte nicht außerhalb der religiösen Pflichten liegen, nicht neben dem christlichen Leben herlaufen, sondern daß im Gegenteil die Religion alles Tun wirkungsvoll beseelen und so die innerste Einheit des gesamten Menschendaseins begründen muß.« Daher hieß es im Aufruf an der Spitze der Vereinszeitschrift, die sich nach dem bekehrten Zöllner des Evangeliums »Revue de Saint Mathieu« nennt: »Wir wollen unsern Beruf mit Gottes Gnade durch die Übung der Standestugenden heiligen und dieses christliche Leben nach alten Sitten ausstrahlen lassen, damit eine wieder sittlich und christlich gewordene Umwelt uns Halt und Hilfe sei und die vollkommene Erfüllung unserer Berufspflichten erleichtere.«

Medizinischer Materialismus. Daß zur Erhaltung und Hebung der sittlichen Höhe auch der akademischen Berufe die Religion nicht überflüssig ist, versteht sich zwar von selbst, wird aber zuweilen durch grelle Tatsachen besonders deutlich. In katholischen Ärzteverbänden, wie sie z. B. in Holland und in Frankreich bestehen, wäre niemand zu den Untaten bereit gewesen, die der auch in Deutschland angesehene Romandichter Julien Green in seinen Tagebuchblättern (»Revue de Paris«, 15. April 1939, S. 721 ff.) unter dem 28. Oktober 1936 berichtet. An diesem Tage habe ihm ein Freund beim Frühstück von Geständnissen erzählt, die ihm »ein berühmter englischer Frauenarzt« über die Beseitigung mißgestalteter oder sonstwie allzu lästiger Kinder gemacht habe. »Der Geburtshelfer sorgt beim Eintritt in das Zimmer der in Wehen liegenden Frau stets, daß er vor der Tür eine Instrumententasche oder sonst etwas liegen läßt. Wenn er nun sieht, daß dem Kinde die Beine fehlen, oder daß es drei Augen hat oder blödsinnig sein wird, schickt er das Zimmermädchen hinaus, damit es ihm seine Instrumententasche hole. Dann fährt er mit der Hand über das Gesicht des Kindes, und in zehn Sekunden ist es tot. Auf die Frage, wieviel Kinder er in seiner Praxis auf solche Weise beseitigt habe, gab er zur Antwort: Ungefähr siebenzig. Es kommt leider vor, daß noch Mißgeburten am Leben bleiben, aber das ist fast nur noch auf

dem platten Lande der Fall, wo unwissende Quacksalber bei den Bäuerinnen Geburtshilfe leisten. Er fügte hinzu, daß kein Geburtshelfer sich jemals dazu verstellen würde, einen Kollegen anzuzeigen.«

Vielleicht gibt es Leser, die auch ohne dieses immerhin beachtenswerte Zeugnis von solchen Ungeheuerlichkeiten Kenntnis hatten. Besser bezeugt ist jedenfalls die schmerzliche Überraschung der amerikanischen Öffentlichkeit, als man erfuhr, wie weit unter jüngeren Studierenden der Vereinigten Staaten die Syphilis verbreitet ist. Im »Journal of the American Medical Association« (25. März 1939, S. 1207 ff.) schrieb Dr. R. A. Vonderlehr, Generalarzt beim staatlichen Gesundheitsamt, bisher habe man davon kaum öffentlich zu sprechen gewagt. Aber 1938 habe das Gesundheitsamt Fragebogen an 750 führende Kollegien geschickt und 515 Antworten erhalten. Bekanntlich entsprechen diese Universitätsabteilungen ungefähr den Oberklassen der höheren Schulen Deutschlands. Die untersuchten Studierenden standen im Alter von 15 bis 19 Jahren. Bei Angehörigen der weißen Rasse wurden 19,9 Syphiliskranke unter je 10000 Jugendlichen festgestellt, bei Negern 268. In ähnlich großen Gruppen von Nichtstudierenden sind die Verhältniszahlen in denselben Altersklassen für Weiße 18, für Schwarze 300. Unterschiede nach der Größe der Schulen oder nach ihrer Lage in nördlichen oder südlichen Staaten haben sich nicht ergeben. Bei weiblichen Studierenden sind die Zahlen um 15 Prozent geringer, was auch für entsprechende Gruppen von Nichtstudierenden gilt.

Da in den Vereinigten Staaten noch mehr als in Deutschland die Studierenden aus allen möglichen sozialen Schichten stammen, wäre es ethisch wichtig gewesen, in dieser Hinsicht nach etwaigen Unterschieden in der Zahl der Syphilitiker zu forschen; ebenso fehlt jede Unterscheidung zwischen religiös geleiteten, namentlich den sehr zahlreichen katholischen Kollegien, und andern Anstalten. Wie immer die Antwort gelaute hätte, die Berücksichtigung der Religion wäre im Sinne der gerade in letzter Zeit wieder in vielen medizinischen Aufsätzen geforderten ganzheitlichen Erfassung des Patienten aufschlußreicher gewesen als die Gruppierung nach großen und kleinen, nordstaatlichen und südstaatlichen Kollegien.

III

Byzantinismus. Reiches Licht fällt auf Glanz und Verfall der mittelalterlichen Staatsauffassung aus den byzantinischen Kaiserurkunden, die Franz Dölger als katholischer Theologe und Geschichtsforscher in der »Historischen Zeitschrift« (Bd. 159, S. 229 ff.) anschaulich beschrieben hat. Besonders ergiebig sind in den feierlichen Erlässen die Einleitungen, die im Gegensatz zu der im Westen vorherrschenden Einfachheit und Gleichförmigkeit »den Gedanken der übermenschlichen Erhabenheit und Verantwortung des Kaisertums in den verschiedensten Variierungen und mit mannigfaltiger philosophisch-rhetorischer Ausgestaltung« entwickeln (242 f.). In den neun Jahrhunderten von Justinian bis zum Fall Konstantinopels häufen sich hier »alle Teilinhalte der byzantinischen Kaiseridee, wie

sie im wesentlichen Eusebios für das christliche Weltkaifertum schon formuliert hatte«.

Dieser östliche Kaifergedanke »gründet sich politisch auf die Tatsache der ununterbrochenen Fortführung des römischen Weltreiches, weltanschaulich auf den Glauben an die Erlösung durch Christus und seine Wiederkunft am Ende der Zeiten« (230 ff.). Man sah eine Fügung der göttlichen Vorsehung in der Vereinigung des »Erdkreises« zum römischen Weltreich, weil so die Sicherung des Friedens und der Kultur in eine Hand gelegt und die Ausbreitung der christlichen Religion wesentlich erleichtert worden sei. Der »Schöpfer des christlichen Weltreiches« sei Konstantin der Große, und als Nachfolger Konstantins habe der byzantinische Kaifer die Verantwortung »für die Erhaltung von Friede und Recht, für die Erhaltung und Mehrung des Reiches, für die Bekämpfung der Barbaren und für die Bewahrung der Einheit des Glaubens«. Daher gab es nach dieser Auffassung keinen andern Kaifer als den byzantinischen, »eine Fiktion, die entgegen allen realpolitischen Tatsachen in Byzanz bis ins 13. Jahrhundert hinein und in abgeschwächter Form sogar bis zum Ende des Reiches festgehalten worden ist«. Aus demselben Grunde ließ man eine Teilung zwischen kaiferlicher und päpstlicher Gewalt nicht gelten, sondern der Kaifer erschien als »oberster Herr auch der Kirche, er ist Christus verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Orthodogie«. Er hat Ehrfurcht vor der Weihegewalt der Geistlichkeit, er berät sich mit ihr in Glaubenssachen, aber die letzten Entscheidungen trifft er selbst«.

Diese Gedanken wirkten auf die Untertanen um so mächtiger, als sie »frühzeitig durch alte hellenistische und römisch=kaiferliche Überlieferungen im Volksbewußtsein verankert« waren und auch asiatischen und neuplatonischen Vorstellungen entsprachen. Ausfluß dieser höchsten Stellvertretung Gottes auf Erden war nach östlichem Empfinden der Prunk des Kaiferhofes, die Fülle kaiferlicher Gnadenverleihungen, die demütigen Ehrfurchtsbezeugungen, mit denen die in den ausschließlich kaiferlichen Farben Gold, Purpur und Rot leuchtenden Kaiferurkunden überall umgeben wurden. Aber alles ruhte auf einer irrigen Voraussetzung, die teilweise auch die Staatsentwicklung des Westens überschattet hat. Nicht auf den Nachfolger des Augustus hat Christus seine Kirche gegründet, sondern auf den Nachfolger des Petrus. Nicht dem römischen Weltreich und seinen östlichen oder westlichen Erben hat er Dauer bis zum Ende der Zeiten verheißt, sondern dem Gottesreich seiner Kirche, und das dauert und wächst noch immer, auch in Ländern, deren weltliche Herrschaft nicht wie die von Byzanz verfallen ist.

Neues über katholische Dichtung im Elisabethanischen England. Macaulay, der protestantische Lord, war um 1840 bekanntlich überzeugt, es könne wohl einmal der Tag kommen, wo ein Reisender aus Neuseeland sich auf einen zerborstenen Pfeiler der London=Brücke setze, um die Ruinen von St. Paul zu zeichnen – aber auch dann werde die Kirche der Päpste noch in ungebrochener Kraft stehen. Als ein Jahrhundert nach dem Fall Konstantinopels der Kampf zwischen päpstlicher und königlicher Kirchenhoheit in England ausbrach, schien dort der katholische Geist beängstigend rasch zu ermatten. Heute erfahren wir

mehr und mehr, daß er damals nicht nur todesmutige Tatmenschen geformt, sondern auch die reiche englische Literatur jener Zeit ehrenvoll mitgestaltet hat. Daß der selige Martyrer Robert Southwell S. J. als Dichter in dem glänzenden Kreis um Shakespeare steht, ist seit langem anerkannt. Nun wird der Gesamtanteil der englischen Katholiken an der Elisabethanischen Literatur durch die Quellenforschungen bekannt, die von dem Jesuiten Bliß vor 25 Jahren begonnen und dann durch die gelehrte und künstlerisch feinfühligste Historikerin Luise Imogen Guiney fortgesetzt und unter dem Titel »Recusant Poets« (London 1939) herausgegeben worden sind. Dem ersten Bande, der das 16. Jahrhundert umfaßt, soll ein zweiter, bis ans Ende des 18. Jahrhunderts reichender folgen. Die Herausgeberin ist durchaus nicht geneigt, die 30 Verfasser, von denen der erste Band Gedichte vorlegt, literarisch zu überschätzen, sondern sie schreibt schon in der Einleitung: »Selbstverständlich steht der geschichtliche Wert dieser Sammlung über dem künstlerischen. Dennoch war der Eindruck des Buches auf nichtkatholische Kreise so stark, daß ihm »The Times Literary Supplement« (1. April 1939, S. 188) eine ganze Seite mit Bild widmete und zugab, es nötige zum Umlernen. In der protestantischen Dichtung dieser Zeit fänden sich zwar einige berühmte Namen, aber das Religiöse verflüchtete sich dort »oft in einem nebeligen Platonismus«, während man bei den damaligen Katholiken häufiger Seelen begegne, »deren Glaube mit persönlicher Glut das Erlebnis des wirklichen Evangeliums gestaltet«. Zugleich werde man durch zahlreiche Anspielungen erinnert, wie sehr für diese den kirchlich verbotenen Suprematseid verweigern den Dichter das »fröhliche England« zu einem »Lande des Schreckens und der Trostlosigkeit« geworden war.

Übrigens hat fast gleichzeitig mit dieser Auferweckung unzweifelhaft katholischer Dichter Englands eine aus Amerika stammende Protestantin, die an der Pariser Sorbonne den Doktorgrad erworben hat, Clara Longworth de Chambrun, durch ihr Buch »Shakespeare Rediscovered by means of Public Records, Secret Reports and Private Correspondence«, (London 1939) der niemals völlig widerlegten Behauptung, Shakespeare selber sei katholisch gewesen, neue Anhaltspunkte geboten. Nicht als ob sie die Streitfrage für gelöst anfähe, sie schließt vielmehr mit der Erklärung, daß es auch nach den von ihr beigebrachten Belegen schwierig scheine, den Dichter unbedingt für die katholische Seite in Anspruch zu nehmen, aber es könne »kein Schatten eines Zweifels« bestehen bleiben, daß er mit den Dingen des katholischen Glaubens so vertraut war, wie es nur bei jemand möglich ist, »der unter Katholiken gelebt hat«, und daß er »durch nichts die Empfindungen damaliger katholischer Theaterbesucher kränkte«. Von der moralischen Frage kann hier die Verfasserin insofern absehen, als die Leute, die damals in weltliche Theater gingen, ganz gleich, ob Katholiken oder Protestanten, sich über sittliche Schranken rücksichtslos hinwegsetzten.

Christentum und Humor. Schon die soeben charakterisierte Sammlung katholischer Dichter des 16. Jahrhunderts, geschweige denn Shakespeare, erledigt die merkwürdige Behauptung, mit der sich im April und im Mai 1939 eine Reihe

deutscher Blätter beschäftigte: Wer ein Christ sei, könne keinen Humor haben; die Bibel sei »das humorlofeste Buch der Welt«, und es sei »das erstaunlichste Paradoxon in der Geschichte der Bücherkunde«, daß sie trotzdem die höchste Auflage auf der ganzen Erde habe. Nun wußte man ja längst, mit wieviel Unkenntnis und Bestimmtheit oft über religiöse Dinge geschrieben wird. Es war übrigens um die Zeit, wo in der »Christlichen Welt« (1. April 1939, Sp. 260) sogar ein sehr bekannter Mann aus der kirchlichen Bewegung daran erinnert werden mußte, das Wort *religio* fehle keineswegs, wie er meine, in den besten lateinischen Wörterbüchern, sondern es stehe in allen, und Cicero gebrauche es mehr als dreihundertmal. Trotzdem gab sich der Greifswalder Professor Bülck die Mühe, an die »Deutsche Allgemeine Zeitung« (19. März 1939) zu schreiben, »die energischen Betrachtungen darüber, welchen Humorverlust das Christentum verursacht habe«, hätten wohl nicht nur bei ihm »verwundertes Kopfschütteln hervorgerufen«. Es leuchtete ihm nicht ein, daß die heutige christliche Gemeinde vom Prediger auch Anregung zu einem von den Kirchenwänden widerhallenden »befreienden Gelächter« erwarte. Daß einer, der die Hand auf die Bibel lege, dem Humor nicht ablage, sehe man doch an Männern wie Matthias Claudius, Ludwig Richter, Charles Dickens, Fritz Reuter. Die »Deutsch-Evangelische Korrespondenz« (3. Mai 1939) nannte außerdem als christliche Humoristen Johann Peter Hebel und Heinrich Seidel. Auch hörte man wohl einwenden, man sehe doch nicht bloß an der Bibel, sondern ebenso an berühmten weltlichen Mitteilungen, daß bei ihrer Wertschätzung und Verbreitung nicht gerade der Gehalt an Humor den Ausschlag gibt. Verwunderlich war aber, »daß man die Vereinbarkeit von Christentum und Humor, zumal da zwischen Humor und Komik nicht streng unterschieden wurde, nur mit wenig Namen zu verteidigen wußte. Man hätte doch an das unermessliche, allenthalben von Humor durchsprudelnde Reich der Legenden denken können, von den Altvätern der Wüste bis zu den lateinischen Dramen der Hrotsvit, den Barocklateinern Gazet und Balde, dem Neuprovenzalen Roumanilho oder der noch lebenden Irländerin Helen Waddell. Man hatte sogar in den »Romanischen Forschungen« dieses Jahres (Jahrg. 1939, S. 1ff.) eine Untersuchung von Ernst Robert Curtius über »Scherz und Ernst in mittelalterlicher Dichtung« mit einem eigenen Abschnitt über »Die Kirche und das Lachen« (S. 6-8) und einem andern über »Hagiographische Komik« (S. 11-17). Mit vielen Zeugnissen beweist Curtius, daß heilige Männer wohl gegen maßlose Lustigkeit ihre Stimme erhoben, zuweilen auch jedes Lachen überstreng beurteilt, im ganzen aber durch alle Jahrhunderte Sinn für Komik bekunden. »Humoristische Elemente«, schließt er, »gehören also zum Stil der mittelalterlichen Heiligenvita. Sie waren im Stoff selbst gegeben, und wir dürfen sicher sein, daß das Publikum sie auch erwartete«.